

# Begriffsbestimmungen

Autor(en): **Bonomo, Regula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk - Archithese : Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst = revue et collection d'architecture et d'art**

Band (Jahr): **65 (1978)**

Heft 21-22: **"Dorf" = "Village"**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-50138>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REGULA BONOMO

# Begriffsbestimmungen

## 1. Das Agrardorf

Über das Dorf in der Zeit vor dem Mittelalter weiss man nicht viel und ist auf Rückschlüsse angewiesen. Das Pfahlbauerdorf von 3000–800 v.Chr. ist bekannt, doch sind die Zusammenhänge mit späteren Siedlungen unklar. Während der keltischen Zeit gab es in Helvetien etwa 400 Dörfer neben einer Anzahl Einzelhöfen. Das Dorf in der heute noch überlieferten Form entstand erst in der Zeit der Völkerwanderung. Allemannische und burgundische Siedlungen bilden die Grundlage der mittelalterlichen Dörfer. Sie waren meist kleiner als 100 Bewohner und zusammengehalten durch die Sippe.

Vom 6. bis zum 14. Jh. forderte die Zunahme der Bevölkerung die Rodung von Waldgebieten und Neubesiedlung mit Einzelhöfen und Weilern. In den Gebieten der germanischen Völkerstämme bebaute man das Land mit Dreifelderwirtschaft, Allmenden und Alpen.

Obwohl die dörfliche Kultur die Grundlage für die Stadt war, wurden die Dorfbewohner im Laufe des Mittelalters zu Menschen zweiter Klasse, die sozialen und rechtlichen Unterschiede zwischen Stadt und Land wurden immer grösser. Mit dem Zerfall der Sippe und der Ausbildung der Grundherrschaft sind ganze Höfe und Dörfer an einen Herrn oder ein Kloster übergegangen. Der freie Bauer verschwand und trat in Abhängigkeit durch wirtschaftliche und rechtliche Ordnungen. Als Leibeigener war er abhängig von vielen: Grundherr, Leibherr, Kirche und Landesherr musste er Abgaben entrichten. Der Bürger der freien Stadt dagegen hatte die Privilegien gewisser demokratischer Rechte, freie Wahl des Wohnortes und war nie Leibeigener. Die Stadt war ein Ort der Auslese, des freiwilligen Zusammenlebens und der freien Bindung, während man im Dorf Mitglied nur durch Geburt oder Hei-

rat wurde. Die Landbevölkerung blieb unterdrückt und von allen Privilegien ausgeschlossen. Es dauerte zum Teil noch bis Ende des 19. Jh., bis durch die Bauernbefreiung eine eindeutige Bereinigung und Ablösung der vielfältigen Abhängigkeiten und Rechte eingeleitet wurde.

Das Dorf war ein einheitliches Gebilde. Die einzelnen Höfe waren miteinander verbunden durch den gemeinsamen Besitz von Allmend, Weiden und Wäldern, an denen jeder den gleichen Anteil hatte. Alle Bewohner waren in der Landwirtschaft beschäftigt, durch Rechte an die Herren gebunden, aber wirtschaftlich unabhängig.

Diese kohärenten Agrardörfer der Vergangenheit, über Jahre hinweg erprobt und langsam verändert und dem Gebrauch angepasst, waren das Resultat eines klar geordneten gesellschaftlichen Aufbaus. Die Bauten entstanden aus der Tradition von Generationen, der Typ stand durch Überlieferung fest, war den Bedürfnissen und Materialien der Gegend angepasst.

Mittelalterliche Güterteilung erwirkte schon in zwei bis drei Generationen den Wandel vom Weiler zum Dorf durch das allmähliche Auffüllen des durch den Dorfetter begrenzten Siedlungsgebietes mit Neubauten. So führte meistens eine geradlinige Entwicklung vom Einzelhof über den Weiler zum Haufendorf. Neben dem organischen Wachstum entstanden vor allem während der Rodungszeit zahlreiche Siedlungen durch Planung von fertigen Formen.

Die Merkmale der Dorferscheinung liegen in der Anordnung der einzelnen Häuser und in deren Gesamtlage in der Landschaft.

Das *Haufendorf* ist eine lockere, meist regellose Anordnung von freistehenden Häusern mit Gärten. Um den Dorfplatz stehen

Gemeindehaus, Kirche, Gasthof und die grösseren Bauernhäuser.

Das *Winzerdorf* ist in seiner Form Ausdruck einer Intensivkultur. Extremes Zusammenrücken der Häuser mit engen Strassen und Gassen beschränkt die Häuser in der Grösse und gibt einen stadtähnlichen Charakter.

Die *Reihensiedlung* wird im allgemeinen nicht als Dorf bezeichnet, weil sie sich vielfach über Kilometer erstreckt. In linearer oder gewundener Form werden die Höfe in weiten Abständen aneinandergereiht. Der zugehörige Besitzstreifen erstreckt sich ein- oder doppelseitig, je nach Siedlungsgebiet, 50 bis 1000 Meter breit.

Das *Strassendorf* wird von der Strasse bestimmt. Ihr entlang reihen sich auf einer oder beiden Seiten die Häuser direkt oder in geringem Abstand aneinander. Diese Form entstand durch Wachstum oder planmässig entlang Geländeeigenarten wie Tälern, Terrassen oder Grenzen von trockenem und feuchtem Boden.

Die *Platzsiedlung* wird bestimmt durch einen freien Innenraum mit verschiedenen Formen. Er darf nicht bebaut werden und gehört dem ganzen Dorf, als Zugang zu den Höfen und Sammelplatz für Vieh mit künstlich angelegten Teichen und abschliessenden Toren.

Neben dem Hausbau für die eigenen Bedürfnisse einer Familie sah der Bewohner des Dorfes seine Aufgabe auch in der Verwirklichung der Vorstellungen der Gemeinschaftsbedürfnisse, der Sicherheit, der Repräsentation der geistigen und politischen Autoritäten und dem Schaffen von öffentlichem Raum für Kommunikation und Kontrolle. Das Gemeindehaus, mit der Dorfwirtschaft verbunden, war das Zentrum des Dorflebens und verkörperte das Gemeindebewusstsein.

Das Dorf war bis ins 19. Jh. die Siedlungsform des Bauern. Die Identität des Berufes, die Ge-

meinsamkeit der Interessen, die Abhängigkeit von den gleichen Faktoren wie Boden und Witterung erklären die Einheit trotz den Besitzunterschieden.

Die industrielle Revolution wandelte den bis jetzt langsamen Fortschritt von Technik und Ökonomie des Dorfes. Das Land bot durch die Zentralisation der Gewalten mehr Sicherheit als früher, und die billigen Arbeitskräfte der Kinder und Erwachsenen der Landbevölkerung sowie die billige Energie der Flüsse und Bäche waren Anreize für die Produktionsbetriebe, sich auf dem Lande anzusiedeln. Die neuen Arbeitsmethoden der modernen Landwirtschaft setzten immer mehr Arbeitskräfte für die Industrie frei. Diese folgten später der Industrie in die Nähe der Städte, wo sie sich guten Verdienst und Freiheit von der Kontrolle des engen Dorfes erhofften.

Reine Agrardörfer findet man heute kaum mehr, die noch vorhandenen alten Dorfkern stehen in Gefahr, verstädtert zu werden. Mit dem Verschwinden der landwirtschaftlichen Betriebe verschwinden auch die alten Gebäudetypen, die das Dorfbild wesentlich charakterisiert haben, und machen modernen Dienstleistungsbetrieben Platz. Verschiedene Gemeinden versuchen diesem Trend mit gezielter Planung entgegenzuwirken.

### Literaturhinweise:

- Lewis Mumford, *Die Stadt*; Neudruck (A. Niggli), 1961  
 K. H. Schröder, G. Schwarz, *Die ländlichen Siedlungsformen in Mitteleuropa* (Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumforschung), Bonn, 1969  
 P. Schultze-Naumburg, *Kulturarbeiten* Band 3, *Dörfer und Kolonien*, München (Callway), 1917  
 R. Schnieders, *Portrait des Dorfes*, München (BLV), 1964  
 E. Winkler, H. Hofer, *Das Schweizer Dorf*, Zürich & Berlin (Atlantis-Verlag), 1941  
 O. Gmür, *Stadt als Heimat*, Neudruck (A. Niggli), 1977

## 2. Die Industriesiedlung

In der Schweiz, als Land ohne Kohlenvorkommen, waren die ersten Industriebetriebe auf die Flüsse und Bäche als Energiequellen angewiesen. Die einsame Lage auf dem Land forderte den Bau von Unterkünften für die Arbeiter. «Fabrikwohnhäuser» wie zum Beispiel das Kosthaus «Spinnhof» in Höngg, gebaut um 1838, und die Arbeiterwohnhäuser der Spinnerei Streiff AG in Aathal von 1910 bis 1916. Die Dezentralisation der frühen Industrien blieb erhalten durch die Organisation von Heimarbeit in Verbindung mit Kleinlandwirtschaft, trotz dem wachsenden Volumen. Erst als mit der Einführung von Eisenbahn und Dampfmaschine die zentralisierte Fabrikationsweise möglich wurde, welche für die teuren Maschinen die Einstellung und Organisation von Arbeitern forderte, siedelten sich die Betriebe an den Stadträndern an und bewirkten damit eine Bevölkerungsbewegung vom Land in die Stadt.

Die Unterbringung der Massen, die von der privaten Wirtschaft angezogen wurden, zählte nicht zu den Aufgaben der Industrie, obwohl die Industrie die Ursache für die Zusammenballung vieler Menschen war. Die Wohnverhältnisse der Arbeiter waren unwürdig und verschlechterten sich immer mehr. Der Ausverkauf des Bodens an Private und die Spekulation blühten auf, Mietkasernen waren der als angemessen empfundene Wohnraum für Arbeiter. Erst als die Kosten für Fürsorge, Krankenpflege und Polizei über den Reingewinn der Mieten stiegen, begann man sich Gedanken zu machen.

Die Ideen der Frühsozialisten Owen, Fourier und Godin boten Lösungsvorschläge an (vgl. *Werk* 12, 1969). In Zürich übernahm Oskar Schwank 1915 die Idee eines Einküchenhauses für sein Projekt an der Idastrasse 28 in Wiedikon, das «Amerikanerhaus» der «Wohn- und Speisehausgenossenschaft». Wie auch in anderen Fällen wurde die Idee verfälscht durch die Diskrepanz zwischen den sozial-progressiven Absichten und den Zielvorstellungen der Geldgeber.

In der zweiten Hälfte des 19. Jh. begannen einige «aufgeschlossene Unternehmer» die

Probleme selbst in die Hand zu nehmen, um die sozialen Spannungen zu ihren Gunsten zu mildern. Sie bauten fabrikeigene Arbeitersiedlungen. In Schaffhausen das Pantli der Georg Fischer AG (1918), in Zürich beim Gaswerk (1901), in Neuenburg die Cité Suchard (1896) und in Marin die Cité Martini (1906).

Es waren kaum humanitäre Gründe, die die Unternehmer dazu bewogen, Arbeitersiedlungen zu bauen, sondern sie wollten – vor allem in Deutschland – ein «Bollwerk gegen den Sozialismus» schaffen. Das Motiv von Krupp war seine Angst vor einer möglichen Revolte der Arbeiter. Er schreibt 1871 aus England:

«Wir haben noch viel nachzuholen. Wer weiss, ob dann über Jahr und Tag, wenn eine allgemeine Revolte durch das Land gehen wird, ein Auflehnen aller Klassen von Arbeitern gegen ihre Arbeitgeber, ob wir dann nicht die einzigen Verschonten sein werden, wenn wir zeitig noch alles in Gang bringen.»

Neben diesen persönlichen Ängsten war die Wiederherstellung der Arbeitskraft und die Entpolitisierung zur Steuerung und Ausbeutung die wichtigsten Ziele. Der Arbeiter war so nicht nur durch seine Arbeit abhängig, sondern auch mit seiner Wohnung. Verlor er seine Stelle, verlor er damit auch seine Wohnung. Spinnereikönig Heinrich Kunz sagte:

«Schriftliche Mietverträge habe ich mit den Leuten nicht, da die Kündigung der Arbeit von der einen oder andern Seite auch die Kündigung der Wohnung nach sich zieht.»

Neben den Zielen der Unternehmer bedeutete objektiv die Arbeitersiedlung einen Fortschritt für die Bevölkerung. Die Unternehmer hatten zwar die Absicht, die Arbeiter an der Solidarisation zu hindern, doch, im Gegensatz zum Arbeitsbereich, blieb diese Absicht im Wohnbereich unverwirklicht. In dieser fast dörflichen Umgebung entwickelte sich eine stabile soziale Form des Zusammenlebens. Viele wohnten schon seit Generationen in «ihrer» Siedlung, gegenseitige Hilfe ist selbstverständlich, auch alte Leute haben ihre soziale Funktion, gegenseitige Bestätigung verhilft zu einer dauerhaften Gruppenbindung. Das Selbstbewusstsein der Siedlungsbewohner ist Folge der Tat-

sache, dass die einzelnen von der Gruppe getragen werden. Politische Aktionen finden in Gruppen statt, die meisten sind in Gewerkschaften organisiert, dadurch wird auch das Wahlverhalten sehr geschlossen und der Politisierungsgrad relativ hoch. Dieses kollektive Verhalten ist für die Arbeiter sehr typisch, die selbstentwickelten sozialen Normen werden ohne Zwang eingehalten und akzeptiert zugunsten eines Gemeinschaftsgedankens. Von aussen durch Abbruch und von innen durch die Illusion des Aufstiegs wird das homogene Gebilde der Arbeitersiedlung zerstört, die noch bestehenden sozialen Strukturen zerfallen.

Ende des 19. Jh. wurden durch Howard und Fritsch Vorschläge zur Änderung der Misere in den industriellen Grossstädten gemacht. Während Fritsch vom Ideal einer elitären Wohngemeinschaft träumte, vertrat Howard die Interessen der bürgerlichen Mittelschicht. In den wesentlichen Punkten sind sie sich einig. Industrie und Bodenspekulation sollten neu organisiert werden. Auf genossenschaftlicher Basis sollte Grund und Boden der Gemeinde gehören. Spekulationsgewinne der Stadt zufließen zur Verbesserung der öffentlichen Dienstleistungen. Die Anordnung der Wohn- und Grüngürtel ergab sich aus der Rangfolge der Gesellschaftsschichten. Aussen Industrie und Arbeiter, im Zentrum Villen und Repräsentationsbauten, dazwischen Grün zur Abgrenzung. Die Gartenstadtidee versprach den Arbeitern Erleichterung, ohne den Unternehmern den Profit anzutasten.

Die Einfamilienhäuslein für die «weniger bemittelten Klassen» hatten tiefere Gründe. Durch den Privatbesitz von Haus und Garten sollte der Arbeiter in die bestehende Gesellschaftsordnung integriert werden, man sagte sich: ein zufriedener Proletarier ist ein

schlechter Revolutionär. In diesem Sinne entstanden, von der Mitte des 19. Jh. an, gemeinnützige Baugesellschaften. Als erste 1851 die «Aktiengesellschaft für Arbeiterwohnungen auf der Breite» in Basel (*Werk* 11, 1966), in Zürich 1860 die «AG zur Erstellung von Arbeiterwohnungen» und in Lausanne 1861 «La Société de Construction». In Zürich wurden die Siedlungen Ausser-sihl (1864), Asylstrasse Hottingen (1880), Fierz beim Limmatplatz (1879) und andere gebaut.

Nach 1900 erstarkte die Arbeiterschaft, die Gewerkschaften proklamierten den Klassenkampf, und man gründete Baugenossenschaften, in denen die Arbeiterschaft selbst als Bauherr auftrat. Als einmaliges Beispiel einer Vollgenossenschaft bauten sie 1920 in Muttenz das Freidorf (*Werk* 2, 1925, S.40–51). Andere genossenschaftliche Siedlungen sind das Hirzenbachquartier in Basel (*Werk* 12, 1975) und die Hardturmssiedlung in Zürich, beide von Bernoulli. Nach 1950 entdeckten die Generalunternehmer, Immobilienfirmen, Versicherungen und Banken den Wohnungsbau als Marktlücke. Sie verkommerzialisierten den Genossenschaftsgedanken und bauten für Klein- und Mittelbürger «schöne Wohnungen» im Grünen.

### Literaturhinweise:

Ruedi Jost, «Vom wohltätigen Bauen zum schöner Wohnen», *Werk* 3/1975  
Gilles Barbay, «Exemples d'habitations ouvrières au tournant du siècle», *Werk* 5/1976

F. Bollerey, K. Hartmann, «Wohnen in Dortmund», *Werk* 5/1976; «Wohnen im Revier», *Stadtbauwelt* 1975, Heft 46

Projektgruppe Eisenheim, *Rettet Eisenheim*, Berlin (Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung), 1975  
*archithese* 8, 1973 (Anfänge des sozialen Wohnbaus); *archithese* 12, 1974 (Das Kollektivwohnhaus, 1900–1930); *archithese* 14, 1975 (Grosshaushalt)

*Tagesanzeigermagazin*: 19/1975, 20/1975, 3/1976, 19/1976

## 3. Wohnen im Grünen

Das Bedürfnis nach dem Wohnen auf dem Lande erklärt sich hauptsächlich als Flucht vor der unerträglich gewordenen Stadt. Die Tendenz der gehobenen Schichten, sich auf dem Lande ein Refugium zu bauen, wo sie sich von der Enge und Unhygiene der Stadt erholen konnten, besteht, seit es

die Stadt gibt. In Grün, Luft, Sonne und Ruhe suchten sie sich die Distanz zum Leben in der Stadt. Die Flucht ins grüne Ghetto der Elite, vor einer Stadt, die für die Mehrheit auch heute der Inbegriff der Entfremdung ist, ist auch Flucht vor der Mitverantwortung für diese untragbaren

Zustände. Man zieht sich dahin zurück, wo Boden noch eigener Besitz sein kann, pflegt die Illusion der Freiheit in der Natur und das Familienleben im eigenen Heim, geschützt durch den Gartenzaun.

Das Bild dieses Denkens zeigt sich heute in der Zersiedelung der Landschaft mit «Einfamilienhausweiden». Die Entfremdung wird der Stadt, der immer noch der Geschmack des Schlechten anhängt, in die Schuhe geschoben. Über die Ursachen der Misere wird geschwiegen. Selbst wenn Bodenspekulation und Mietwucher als Folge der Wirtschaftsordnung begriffen werden, so wird doch die Ordnung nicht in Frage gestellt, sondern Unternehmer und Staat sind noch bemüht, sie zu festigen mit der Zufriedenstellung der Bürger. In scheinbarer Freiheit haben sie die Wahl ihrer Nachbarschaft, werden aber doch nur, mit den Regeln der Wirtschaftsordnung, nach ihrer ökonomischen Potenz eingeteilt. Wer es sich leisten kann, kauft sich das langersehnte Einfamilienhaus, aufwärtszeichendes Klassensymbol des Wohnens. Die persönliche Freiheit scheint für die Vertreter heutiger Machtverhältnisse in Privatbesitz zu bestehen. In diesem Zusammenhang muss die Abhängigkeit der Wohnverhältnisse von der Wirtschaftsordnung gesehen werden.

Die sogenannte «zweite industrielle Revolution» verändert nicht nur die Arbeitsplätze, indem die Produktion auf automatisierte Anlagen übertragen wird, sie bedingt auch die fortschreitende Konzentration der Produktionsmittel. Der langfristige Trend der wirtschaftlichen Entwicklung deutet auf die Verringerung der Industriebeschäftigten durch Einführung automatischer Produktionstechniken, das heisst, immer mehr Beschäftigte werden ihren Arbeitsplatz in der Stadt haben. Sie wird zur Kontaktstelle für den tertiären Sektor. Die Verlagerung in den wirtschaftlichen Sektoren führt zu Ballungen in der Stadt und ihren Regionen. Zunehmende Motorisierung der Leute, die in der City im tertiären Sektor arbeiten, ergibt Verkehrsprobleme, die vom vorläufig noch unterentwickelten öffentlichen Verkehr nicht wirksam entlastet werden können. Siedlungen, die weit gestreut sind, verlangen nach einem individuellen Verkehrs-

mittel, was in der Folge wiederum zu einer weiteren Flucht vor dem Auto in noch weiter entfernte Gebiete führt.

Die Produktion von Wohnungen ohne Rücksicht auf städtebauliche Folgen, wie die Frage des Verkehrsnetzes, lässt keinen sozialen Weitblick der Planer vermuten. Warum glauben sie immer wieder, die Probleme unserer Städte liessen sich auf dem umliegenden Land lösen?

Solange das Wohnen der Mehrheit auf dem Lande mit dem Arbeiten in der Stadt verbunden ist und der Landbewohner geistig und kulturell in die Stadt integriert bleibt, müssen die baulichen Strukturen urbane Formen annehmen. Wenn wir schon, wegen der billigen Landpreise, auf dem Land bauen, muss der Öffentlichkeitsgedanke hier baulich genauso gefördert werden wie in der Stadt, damit nicht, durch die Kluft Stadt–Land, die mit der Trennung von Wohnen und Arbeiten geprägt ist, die Rollenenteilung in der Familie noch verstärkt wird. Der arbeitende Familienanteil wird sich in der Stadt zusätzlich politisieren, der auf den Haushalt beschränkte Familienanteil wird in einem immer grösseren Abstand isoliert werden in der meist neu konstruierten Nachbarschaft auf dem Lande.

H.P. Bahrndt stellt der Sozialmontage der Nachbarschaft, welche einpolig auf die Familie bezogen ist, einen zweipoligen urbanen Raum entgegen. Zwei Verhaltensbereiche, das Verhalten im «privaten Raum» und entgegengesetzt dazu das Verhalten im «öffentlichen Raum», ausserhalb der Familien- und Freundschaftsbeziehungen. Die soziale Kommunikation und Integration ergibt sich aus den Beziehungen im emotionalen Feld der Öffentlichkeit, die «unverbindlich, flüchtig und distanziert» beliebige vollwertige Kontakte möglich machen.

#### 4. Isolation und Anonymität

Das Wohnen in der Gruppenüberbauung ist für viele ein Versuch, aus der Isolation auszubrechen. Die Gründe der Isolation liegen in der gegenseitigen Bedingtheit von gesellschaftlicher Form und baulicher Umwelt.

Einerseits ist sie begründet in der Entwicklung von der vorindustriellen Grossfamilie zur heutigen Kleinfamilie. Auffallend

Der geschlossene, private Innen- und Aussenraum bietet Schutz und Intimität, das veränderliche emotionale Feld der Öffentlichkeit gibt Spielraum für das Zweckfreie der Phantasie. Die Integration erfolgt, indem der Wohnort, als Ort mit einer architektonischen Gestalt, ein Symbol für bestimmte Interessen ist. Indem ich mich mit dem Ort identifiziere, füge ich mich in die Gruppe der Leute, die, indem sie die gleichen Symbole begreifen, ein gleiches Wertesystem haben. Architektur, als ein Faktor für die Bildung von Gruppen, muss als Ort so einmalig sein, dass er von jedem in seiner Bedeutung erkennbar ist. Für den öffentlichen Aussenraum erfordert dies, dass er nicht wie allgemein nur als Abfallprodukt zwischen attraktiv gestaffelten Volumen behandelt wird, sondern als architektonischer Faktor und urbaner Raum Aussagen über das Gemeinsame der hier lebenden Leute macht. Es soll eine Synthese von Entwurf und Topographie entstehen, so dass dieser Ort wirklich einmalig ist und nicht beliebig in eine andere Umgebung versetzt werden könnte. Nur so schafft der Planer eine Möglichkeit, wirkliche Heimat zu finden. H.P. Bahrndt gibt allerdings zu bedenken, dass sehr wahrscheinlich die soziologischen Voraussetzungen in der heutigen Gesellschaft gar nicht vorhanden sind, um ein gemeinsames System von Symbolen zu verstehen. Dazu müsste zuerst eine neue Gesellschaftsordnung gefunden werden.

##### Literaturhinweise:

- Lewis Mumford, *Die Stadt*, Nieder-  
teufen (A. Niggli), 1961  
Heide Berndt, *Das Gesellschaftsbild  
bei Stadtplanern*, Stuttgart & Bern  
(Krämer), 1968  
H. P. Bahrndt, *Die moderne Grossstadt*,  
Hamburg (Wegner), 1969  
H. Berndt, A. Lorenzer, K. Horn, *Ar-  
chitektur als Ideologie*, Frankfurt a.M.  
(Suhrkamp), 1968

ziale Sicherheit und ist Herrscherfigur und Vorbild, die Mutter wirkt im Hause und sorgt für innere Stabilität, um die Familie nach aussen als Einheit zu repräsentieren.

Andererseits ist Isolation auch begründet in der baulichen Umwelt, welche wohl Abbild der gesellschaftlichen Lebensform ist, diese aber in ihrer Isolation noch festigt.

Die Zweckbauten für die Funktion Wohnen, die Entfernung von zentralen Dienstleistungseinrichtungen und Mangel an öffentlichen Verkehrsmitteln lassen keinen Raum für soziale Beziehungen. Es bleiben einem nur die Möglichkeiten, entweder als abhängiger Mieter in einer Neubausiedlung oder «frei» im schwer erarbeiteten Einfamilienhaus hinter Gartenzäunen zu wohnen. In beiden Fällen ist die Abgeschlossenheit Reaktion auf eine Umwelt, die einen zurückweist. Dies führt nicht zur eigentlich erwarteten Kritik an den Sachzwängen, sondern jeder versucht für sich in einem Einfamilienhaus seine «Selbständigkeit» zu verwirklichen.

Die Aufteilung der Wohnlage nach der Zugehörigkeit zu den gesellschaftlichen Gruppierungen, wie Alte in Altersheimen, Kranke in Krankenhäusern, Kinder in Schulen, nicht angepasste Jugendliche in Erziehungsanstalten und «normale» Bürger in homogenen Wohnquartieren, führt zu einer gleichförmigen Umwelt, in der Erfahrungen nur eingleisig gemacht werden können. Anstatt eine diverse Nachbarschaft wird hier Exklusivität gezüchtet. In den USA und der Bundesrepublik stellt man fest, dass sich verschiedene Einkommensschichten von selbst in entsprechende Quartiere sortieren, Minderheiten werden im Laufe der Zeit eliminiert, ohne sichtbaren Zwang, sondern dadurch, dass die spontane Kommunikation von einer sozialen Schicht zur andern weniger möglich ist als die in der gleichen. Die Symbole und Erfahrungen sind zu verschieden, um nachbarschaftliche Beziehungen zu ermöglichen. In der Schweiz sind die Beispiele auch vorhanden, aber nicht so krass. Die relative Ausgeglichenheit der sozialen Schichtung täuscht darüber hinweg. Unsere unteren Schichten setzen sich aus Minderheiten

Fortsetzung Seite 58

Gebrauch nie die Wichtigkeit für die Bewohner hat, die es seiner Lage nach eigentlich haben sollte.

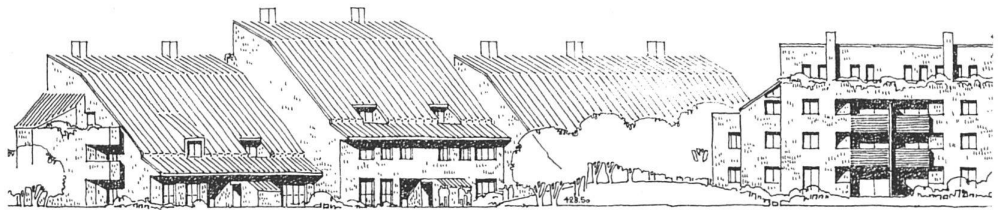
Das Projekt Schwarz + Gutmann fällt durch die interessante Gestaltung der Wohnungsgrundrisse und Fassaden mit zwei-stöckigen Balkonen auf. Diese Qualitäten werden aber vermindert durch die formalen Spielereien in der Gesamtanlage, mit denen man attraktiven Aussenraum zu «veranstalten» sucht.

Auch bei den übrigen Projekten, deren Aussenraum der Gesamtsituation vor allem durch die Übernahme der Gebäuderichtungen aus der Umgebung entsteht, ist dieses Verhalten als «Eingehen auf die Situation» zu erkennen.

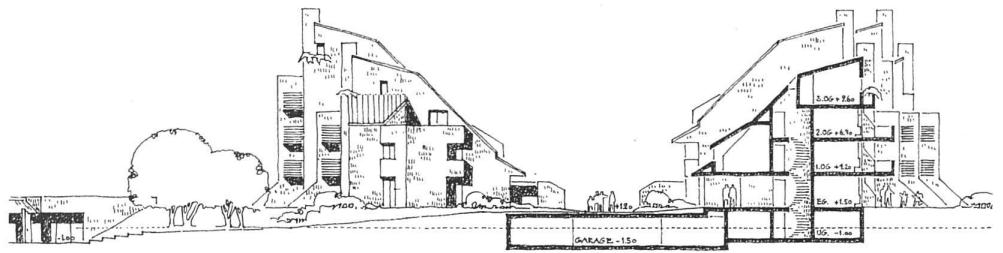
Das Projekt von M. Pauli erreicht durch verschiedene Nutzungen und die Passage zur Überlandstrasse einen vielfältigen Aussenraum. Die konventionellen Wohnungsgrundrisse können durch mobile Schrankelemente variiert werden.

Das Projekt von H. Hess erstaunt durch seine eigenartige Umkehrung der Wohnungsorientierung. Durch fast völlige Abgeschlossenheit durch das Dach wird die Wohnung vom Gemeinschaftsbereich isoliert. Ob dieses «einander den Rücken zukehren» auf die Gemeinschaft gut wirkt, ist fraglich.

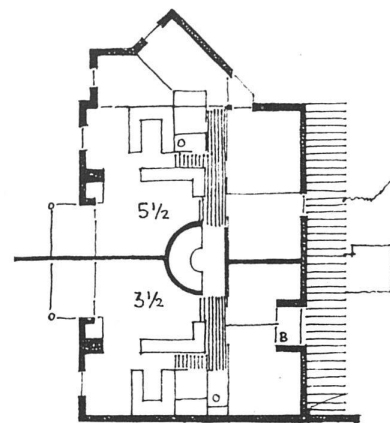
Der Wettbewerb erreicht seine Zielvorstellung im Gesamten gesehen nicht. Dies liegt wohl vor allem daran, dass durch die Einladung von fünf bewährten Architekten die Auswahl zu klein war und ihre gewisse Wettbewerbsroutine keine experimentellen Lösungen brachte.



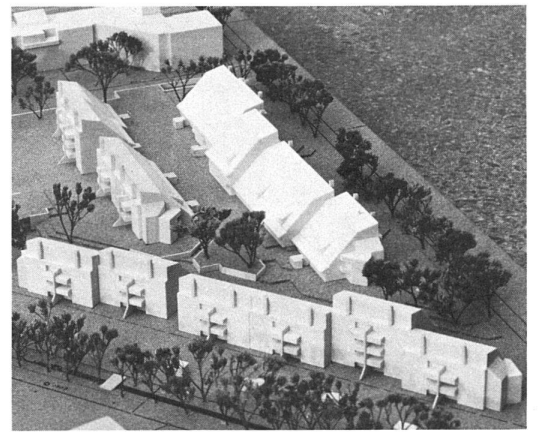
102 Projekt / projet «Uhu». Architekt / architecte H. Hess, Zürich. Ansicht der Wohnbauten / vue des maisons d'habitation.



103 Schnitt / coupe.



104 Grundriss Haustyp / plan du type de maison.



105 Modellansicht / maquette.

#### Fortsetzung von Seite 8 Begriffsbestimmungen

zusammen und aus der Masse der Fremdarbeiter, die der Staat unter Kontrolle halten kann.

In den sozial homogenen Wohnquartieren ist das Feld für Überraschungen und Abenteuer, zufällige Begegnungen und neue Erfahrungen beschränkt auf einen festen Kreis von Bezugspersonen. In den USA wurden homogene Quartiere von Psychologen untersucht, und sie haben Beispiele von Vandalismus und Destruktivität gefunden, vor allem bei Kindern.

Der Mangel an Möglichkeiten,

sich in der Selbstdarstellung zu üben, fördert die Angst, dass die entstehenden Konflikte die persönliche Unsicherheit aufdecken. Reaktion ist die Flucht in die Anonymität.

Die wachsenden Widersprüche von Planung und späteren Bewohnern erwirkten immer gleichförmigere Bauten, die die Bedürfnisse nach Identifikation nicht erfüllen. Die normierten Wohnungen zwingen den Bewohner zur Anpassung, die er nach seinen Möglichkeiten mit Mode, Auto und Einrichtung kompensiert. So treibt er seinen privaten Konkurrenzkampf weiter.

Diese Nachbarschaft kann zur Zwangsgemeinschaft werden, soziale Kontrolle und Beziehungslosigkeit können bis zur Feindseligkeit führen. Die fehlende Solidarität wird schlussendlich ersetzt durch verschiedene Sicherheitsinstitutionen, welche dem Staat wiederum Möglichkeiten der Kontrolle über Minderheiten eröffnen.

Ob uns die gemeinsame Flucht vor all diesen Problemen in die ländliche Idylle der nachbarschaftlichen Gruppensiedlung wirklich eine Lösung bringen wird? Ist sie nicht nur Flucht vor der Isolation des einzelnen in eine Isolation als Gruppe? Die wichti-

gen inneren Vorteile des Zusammenlebens der Gruppenüberbauung dürfen nicht zum Selbstzweck werden oder gar zur Rechtfertigung eines asozialen Verhaltens nach aussen.

#### Literaturhinweise:

Metron Architektengruppe (F. Gerheuser, C. Schumann), *Kommunikatives Wohnen*, Brugg (Metron Planungsgrundlagen), 1973  
O. Gmür, *Stadt als Heimat*, Nieder- teufen (A. Niggli), 1977  
Heide Berndt, *Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern*, Stuttgart & Bern (Krämer), 1968  
H. Berndt, A. Lorenzer, K. Horn, *Architektur als Ideologie*, Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 1968